

Von besonderem Interesse sind die Kapitel des Buches, in denen gezeigt wird, daß die Lotuho im allgemeinen nur das vom Christentum angenommene, was mit ihren traditionellen Vorstellungen ohne große Schwierigkeiten zu vereinbaren war. Besonders attraktiv war der Friedensgedanke des Evangeliums für sie, und sie erinnern sich mit Wehmut der Zeit von 1920–1947, in der die britische Kolonialverwaltung für den äußeren Frieden und die Kirche für den inneren sorgte. In dieser Zeit wurde ein modernes Schulsystem eingeführt und von den Missionaren die Sprache der Lotuho zur Schriftsprache gemacht, in die die Bibel übersetzt wurde und in der sich eine neue Literatur zu entwickeln begann.

Erstaunlich ist, wie sehr sich der Autor jedes politischen Urteils enthält. Daß sowohl die britische Kolonialregierung als auch in weit höherem Maße die Regierung des unabhängigen Sudan Menschenrechte verletzen, wird mit keinem Wort erwähnt.

Die Problematik der Beziehungen zwischen Mission und Kolonialismus, zwischen Lotuho-Nationalismus und Lotuho-Katholizismus wird ebenfalls nicht diskutiert.

Alles in allem eine informative, aber sehr traditionelle missionswissenschaftliche Studie, die die neuen Ansätze einer sozialhistorisch und sozialwissenschaftlich ausgerichteten Missionswissenschaft noch kaum zur Kenntnis genommen hat.

Gerhard Grohs

BEGEGNUNG MIT DEM OSTEN

Julia Ching. Konfuzianismus und Christentum. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1989. 230 Seiten. Geb. DM 39,50.

Die deutsche Ausgabe ist eine von der Autorin selbst überarbeitete Neufassung des englischen Originals (*Confucianism and Christianity*, Tokyo, New York and San Francisco 1977).

Julia Ching steht vor der Aufgabe, dem abendländischen Leser erst die Vorgeschichte und dann die Problematik zu erklären, und gliedert deswegen ihr Vorhaben in sechs Kapitel: Begegnung, Konfuzianismus, Menschenbild, Gottesfrage, „Selbsttranszendenz“, politische Relevanz. In den beiden ersten Abschnitten stellt sie zuerst die historische Begegnung zwischen Konfuzianismus und Christentum durch die Franziskaner- und Jesuitenmission in China seit dem Eintreffen der Europäer dar und versucht dann das neuzeitliche „Erbe“ des Konfuzianismus aufzuzeigen.

Systematisch-theologisch interessant sind natürlich vor allem die Kap. 3, 4 und 5, in denen sie wesentliche Fragen und die Lösungen, die die beiden Weltanschauungen geliefert haben, vergleicht. Nach Ching besteht der Unterschied im Menschenbild zwischen beiden in folgendem: Nach der biblischen Auffassung hat jeder Mensch als *Geschöpf und Kind Gottes* nur in seiner Beziehung zu Gott seinen Wert, aber nach der konfuzianischen Lehre wird er nach seiner *Moral, Tugend und Fähigkeit, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden*, bewertet. Darum muß jeder Konfuzianer sich mit allem Fleiß in diesen Eigenschaften ausbilden – was zur Bildungseuphorie in Asien führt, während der Christ auf die göttliche Gnade hoffen kann. In dieser Hinsicht gibt es keine Gemeinsamkeit im Menschenbild zwischen beiden.

Und in der Gottesfrage? Julia Ching sieht schon im Christentum die Ambivalenz von Yahwe als jüdischem National-

gott und als „Universalgott“ und schildert dann die verschiedenen, mehr oder weniger philosophischen Gotteskonzeptionen des Konfuzianismus. Die Antwort auf die Frage: *Haben wir denselben Gott?* fällt dementsprechend zweideutig aus: Ja, in dem Sinne, daß Yahwe als der universale Gott mit dem *Allerhöchsten*, dem Gott des Herrscherhauses der Shang vergleichbar ist. Nein, weil der konfuzianische Himmelskult *ein Vorzugsrecht des Kaisers* war und darum der himmlische Gott nie *ein persönlicher Gott* für jeden Menschen gewesen ist.

Wenn Konfuzianismus und Christentum eigentlich keine Gemeinsamkeit bei dem Menschenbild und der Gottesfrage haben, auf welcher Basis können sie gegenseitig lernen? Ching bemerkt am Schluß des Buches: *Um voneinander lernen zu können ... müssen Christen und Konfuzianer zunächst die Wesenheiten christlicher oder konfuzianischer Lehren und ihres Umfelds begreifen lernen. Damit erschaffen sie sich eine Ausgangsposition, von der aus sie die Verdienste ihrer eigenen Vergangenheit und die Möglichkeiten zukünftigen Wachstums einschätzen können.* (S. 209).

Sung-Hee Lee-Linke

Seiichi Yagi, *Die Front-Struktur als Brücke vom buddhistischen zum christlichen Denken* (Ökumenische Existenz heute 3). Chr. Kaiser Verlag, München 1988. 102 Seiten Pb. DM 16,80.

Eine staunenswerte Lektüre! Was eigentlich als Fazit am Schluß einer Buchbesprechung genannt werden müßte, sei diesmal vorausgeschickt. Denn auch die bemerkenswerte Zielrichtung der Ausführungen Yagis wird erst

von ihrem Ende her ganz verständlich. Das heißt, die Leser werden sich von Anfang an und mit Geduld auf die Sprache und die Denkweise Yagis einlassen müssen. Das ist nicht immer leicht, denn in der konzentrierten, an der Logik geschulten Terminologie des japanischen Theologen begegnet Überraschendes und Vertrautes zugleich.

Sein Versuch, „vom buddhistischen Denken zum christlichen überzugehen“ (81) befremdet zuerst, aber hilft schließlich, traditionelle theologische Topoi in einem anderen Licht und – folgt man seinen Ergebnissen – tiefer zu verstehen. Dem buddhistischen Kontext, besser: der zen-buddhistischen Philosophie der Schule des japanischen Gelehrten Nishitani verdankt Yagi den Begriff der „Front-Struktur“ – seine Übersetzung des zentralen buddhistischen Terminus *śūnyata* (eigentl.: Leerheit). Mit dessen Hilfe will der Verfasser im Dialog mit dem Buddhismus „ein neues Verständnis des Christentums“ (95) ermöglichen, in diesem Fall der Rechtfertigungslehre, der Ekklesiologie, der Eschatologie. Ein kurzer Exkurs zur „Absolutheit des Christentums“ (94–100) beleuchtet auch die Lehre von Christus.

Was aber ist die „Front-Struktur“? Gut zwei Drittel seines Buches sind der Erläuterung dieser Wendung gewidmet. Die Front ist kein abgegrenztes Gegenüber, wie es das analytische Denken setzt, sondern offene Zugewandtheit. Yagi ist es um die gegenseitige Bedingtheit, die lebendige Interdependenz der Dinge und Wesen zu tun. Sein bevorzugtes Beispiel für die „Front-Struktur“ stammt aus der Musik: Ein Ton allein, das sind lediglich meßbare Schallwellen, erst in der Symphonie mit anderen, die wiederum seiner bedürfen, wird er zum wichtigen Element der Melodie.